



**D**IE ASCHE DACHAUS brennt bis heute unter meinen Schuhn,  
es raucht der Asphalt unter mir und das Parkett.  
Raketenspitzen, Speere dringen in mich nun  
wie lange Folternägel in mein Nagelbett.

Ich streiche meiner Liebsten sorglich übers Haar  
und rauche, rauche immerzu – nicht ohne Grund:  
Gekreuzigt ich – an Flügel einer Bomberschar,  
die tötet Kinder Christi jetzt zu dieser Stund.

Ihr mir von Freiheit reden! Eitle Spielerein  
Im kalten Schatten von Raketen startbereit;  
viel schimpflicher, als Sklave der Epoche sein,  
sind alle jene, frei von ihrer eignen Zeit.

Millionen von Gesichtern zeigen mein Geschick.  
Mein eignes Blut fließt in Millionen Leiber Hort.  
Ich bin nicht frei von Vietnams Müttern, ihrem Blick,  
von Peking-Lügen nicht und nicht vom Dallas-Mord.

Vom Beben in Taschkent bin ich so wenig frei  
wie von der Pflicht zur Wahrheit, die wohl kaum behagt;  
vom Licht des Bratsker Kraftwerks und den Fraun dabei,  
mit Hacken in den Händen, aber unverzagt.

Ich bin nicht frei von Puschkin, bin nicht frei von Blok,  
vom Staate Maryland, von Taigafeuern rot,  
nicht frei von Gott und Teufel, Sanftheit oder Schock,  
nicht von der Erde Schönheit, nicht von ihrem Kot.

Nicht frei von Gier, mit einem Schrubber, kantig und  
naß, das Gezänk zu enden, das Gemetzel – wißt:  
Nur einmal dem Gesindel auf dem Erdenrund  
ins Antlitz schrein, daß es nichts als Gesindel ist!

Vielleicht einst späterhin von einem Volk geehrt,  
weil ich mein Leben immer kämpfend hier vollbracht;  
weil ich in meiner Zeit die Unfreiheit gelehrt  
von dem gerechten Kampf – nur für der Freiheit Macht.

*Jewgeni Jewtuschenko*

Aus: Jewgeni Jewtuschenko, Ausgewählte Gedichte (Nachdichtungen). Diogenes Verlag Zürich 1972; detebe Bd. 42, Seite 20f. (in der Nachdichtung von Günther Kunert). Das obige Gedicht trägt den Titel: «Zur Frage der Freiheit».

### Passion

**Kreuzigung und Tod im Oppositionstheater:** Die Würde des Noch-nicht-Ermordeten – Fünfmal der «Gekreuzigte» am Off-Theater-Festival in Wroclaw – *Jewtuschenko*: «Unter dem Deckmantel der Freiheitsstatue» – Anti-amerikanisch für anti-sowjetisch? – Die Spieler bewegen sich zwischen Totenköpfen – Die Frage nach Gott – Der ewig segnende Parteisekretär in der Krakauer «Passion II» – *Jan Kopecký*: Jesus-«Komödie» mißfällt der Prager Regierung – Die «Genossen» vom Hohen Rat und ihre Folter – Das «Osterspiel» des Griechen *Vasilis Zingas* – Auf die Übel der Gegenwart gezeichnete biblische Gleichnisse – Zeichen der Zeit: wir bringen denjenigen um, der uns beschämt.

*Peter Kirath, Wien*

### Religionswissenschaft

**Jesus, Sündenbock der Welt?** Die Rolle des Christentums in der sakralen Gewalttätigkeit – Johannes der Täufer definiert die Opferkrise – Die in allen Religionen verschleierte Gewalt von den Evangelien bloßgelegt – Kaiphas offenbart die «Weisheit» des kollektiven Mordes – Jesus eröffnet Versöhnung ohne Opfer – Die Wahl zwischen totaler Vernichtung und totalem Gewaltverzicht – Christliche Apokalypse meint menschlichen, nicht göttlichen Schrecken – Die Evangelien rückwärts gelesen – Die mordenden Winzer und der von den Bauleuten verworfene Stein – Christus, der umfassende Offenbarer.

*René Girard, Buffalo, N. Y.*

### Synode 72

**Debatte um die Landesverteidigung:** Endlich eine Grundsatzdiskussion – Von Teilnehmern als Höhepunkt, von Nichtteilnehmern als Skandal empfunden – Bereits der Kommissionstext wies die Armee in die Schranken – Den Bischöfen war er zu negativ – Wie kam es zum Gegenantrag von Lugano und Fribourg? Verzicht auf die Armee zugunsten gewaltlosen Widerstandes – Vorbild Schweiz? – Ein Dienstverweigerer stellt als Kommissionspräsident Realismus gegen Prophetie – Bewaffnete Neutralität als internationale Verpflichtung – Ein künftiger Krieg sähe anders aus – Zur Waffenausfuhr steht Utopie gegen Utopie – Das eigentlich Christliche kann nicht zur Norm erhoben werden.

*Ludwig Kaufmann*

### Pastoraltheologie

**Theorie und Praxis im Pfarrerberuf:** 160 Pastoraltheologen definieren praktische Theologie als Handlungswissenschaft – Bisher sprachen sie mit Karl Rahner vom «Selbstvollzug der Kirche» – Jetzt mit Karl W. Dahm von der «funktionalen Theorie des kirchlichen Handelns» – Folgt auf idealistische Naivität soziologische Skepsis? – Funktionsgerechte Ausbildung – Pfarrer auf Distanz, Fachmann für Sinnfragen – Erhöhte Nachfrage nach persönlicher Seelsorge.

*Josef Bommer, Luzern*

# DIE PASSION IM OPPOSITIONSTHEATER

Die permanente Kriegsschau frei ins Haus geliefert via Fernsehkanal und das alltägliche Zeitungsbrod mit Meldungen aus dem Dorf «Welt» wie: «Über 65 000 Tote im ersten Friedensjahr in Südvietnam» – «Schätzungsweise 12 000 000 Tote in russischen Gefangenenlagern allein in unserem Jahrhundert nach Solschenizyn» – «Bürgerkriegsähnliche Zustände in New York» – u.a.m. (also: «Überall Tote» – «Überall Verfolgte und Ermordete») sind sattem bekannt. Weniger bekannt und durchschaubar sind die Reaktionen der Nachrichtempfänger. Hier soll jedoch nicht die Rede sein von den zur Rechtfertigung vorgebrachten Unschuldsbeteuerungen der Klugen, noch vom Kopfschütteln der Klügeren oder gar vom profitablen Geschäft, das sich die Klügsten zu machen wissen; es soll lediglich zu Beginn festgehalten werden, daß, wie immer ein Dazugehörigkeitsgeständnis ausfallen mag, sich darin eine Situation niederschlägt. Zur Debatte steht die Würde der Noch-nicht-Ermordeten! Und für den, der sich auf Gott beruft, wächst die Frage (Suche) nach seiner Würde zusammen mit der Frage nach Gott; angesichts der leidenden Menschen erinnert er sich seines gekreuzigten Erlösers.

Jeder Mensch stellt sich durch seine Gedanken und Handlungen gegenüber den anderen dar, seine Reaktionen gegenüber den Leidenden erweisen seinen Gemeinschafts-«grad» mit diesen. Unter den verschiedenen Formen des sich reflexiv ausweisenden Menschen gibt es eine bewußt auf Darstellung begründete und als Darstellung bezeichnete: der darstellende Mensch sucht Einsichten zu vermitteln. Und für den «bloßen» Nachrichtempfänger mag es ein Mehr an Einsichten geben, wenn er die auf Darstellung beruhenden Reflexionen von mehr oder minder unmittelbar Betroffenen mit in seine Auseinandersetzung einbeziehen kann.

## Fünfmal der «Gekreuzigte»

In den letzten Jahren setzte sich im unoffiziellen Theater des Ostens – das heißt: im Theater abseits vom alltäglichen Kulturbetrieb – unter Rückbeziehung auf das Leiden Jesu eine eigene Darstellungsform durch. Diese ist, da sie nur zu oft mit verdeckten Gesten und Äußerungen arbeitet, nicht leicht durchschaubar. Grundsätzlich ist zu unterscheiden zwischen nur auf Darstellung beruhenden Aufführungen und solchen, welche zusätzlich literarisch fixiert sind. Bedeutend für die erste Gruppe mag sein, daß im vergangenen Dezember 1973 anläßlich des *Off-Theater-Festivals*<sup>1</sup> in Wroclaw (Breslau) nicht weniger als fünfmal der «Gekreuzigte» gezeigt wurde; oder daß im Januar 1973 in Moskau bei einer locker aneinandergereihten Szenenabfolge von Jewtuschenkos «*Unter dem Deckmantel der Freiheitsstatue*» der Zimmermann aus Galiläa gegen eine eiserne Wand geschmettert wird, wo er in Kreuzigungsposition kleben bleibt. Bedeutend für die zweite Gruppe mag sein, daß sich Jan Kopecký mit «*Komödie von Leben und Lehre, von der Passion und glorreichen Auferstehung unseres Herrn und Heilands Jesus Christus*» das Mißtrauen der Regierung zuzog; – (Ein «Geburtchristspiel» von ihm ist seit 1970 in der CSSR offiziell verboten.) – oder daß im «*Osterspiel*» vom Griechen Vasilis Ziogas ein staatsfeindlicher Aufwiegler gegen das Bürgertum den Händen der Häscher entflieht, indem er emporschwebt und an der Zimmerdecke in Kreuzigungsposition hängen bleibt.

Diesen Aufführungen ist gemeinsam, daß sie viele Zuschauer anziehen – wobei hier Zuschauer wohl mehr als nur ein Mitdabeisein beinhaltet –, daß die Presse des Ostens kaum Notiz

<sup>1</sup> Unter Off-Theater versteht man ein engagiertes Theater, abseits vom «normalen» Theaterbetrieb, welches in den Aufführungen vor allem experimentierende Darstellungsformen verwendet.

von den Veranstaltungen nahm und daß die Darbietungen mehr oder weniger inoffiziell als staatsfeindlich-aufwieglerisch betrachtet wurden.

## Unter dem Deckmantel des Spiels die Frage nach Gott

Als etwas ausführlicheres Beispiel soll zunächst das oben erwähnte Stück von Jewtuschenko besehen werden, da dieser in der Sowjetunion ein gelebter Gedichteschreiber ist und da an seiner Inszenierung gut gezeigt werden kann, was für Aussagen mit einer losen Handlungsabfolge verbunden sein können. Gewalttätige Szenen wechseln ab mit weniger bedrückenden Sketchs, dazu werden vereinzelt Gedichte Jewtuschenkos gesungen oder rezitiert. Die Darsteller spielen amerikanische Studenten, lösen sich zeitweise von dieser Rolle, um bald amerikanische Präsidenten zu zeigen – und zwar alle, welche im Laufe der Geschichte ermordet wurden –, dann eine Gruppe um Martin Luther King, welcher über Gewaltlosigkeit und Unterdrückung durch Gewalt spricht, oder sie stellen das Sterben des mexikanischen Revolutionärs Pancho Villa dar. Jede dieser Szenen endet damit, daß die jeweilige Hauptperson an die eiserne Wand geworfen wird, welche die Bühne in 1,5 Meter Tiefe begrenzt. Dies ist immer das Zeichen für eine zweite Darstellerguppe, welche der Studentengruppe gegenübergestellt ist, für die behelmt und mit Knüppeln bewaffneten Polizisten. Sie «regeln» das aus den Fugen geratene Geschehen. Alle Szenen hindurch bewegen sich die Spieler zwischen Totenköpfen, welche auf schwarzen Stäben in der Mitte der Bühne aufgepflanzt sind und automatisch tiefer oder höher gestellt werden können. Einmal tanzt auf diesen Köpfen gar Miß «Freiheitsstatue», ein respektloses Girl im Hosendreß, das die Zigarette in die Luft streckt, während es zur Rockmusik Jewtuschenko-Gedichte deklamiert. Zwischendurch spielen die Studenten wieder sich selbst und fordern in eigenen hilflosen und verzweifelten Gesten: «Gebt jedem Menschen seine Würde» zurück. Diese wiederholt gestellte Bitte wird auf der eisernen Rückwand sowohl in russischer als auch in englischer Sprache angeschlagen. Die Frage: «Glauben Sie an Gott?» richtet ein Interviewer-Spieler an vorüberziehende Passanten-Darstellende, welche als Amerikaner aufgefaßt werden sollen. Sie antworten nicht. Er richtet die Frage auch an die Totenköpfe. Die Antworten, die «Da's» und «Njet's» ertönen ab Band; der Fragesteller errechnet die Prozentanteile der Gläubigen und Ungläubigen.

Hier wird unter dem Deckmantel «Spiel» eine Frage gestellt, die im Rahmen der Staats-Ideologie unnötig und daher zu unterlassen ist. Die Antworten – weil ab Band – können als unpersönlich interpretiert werden, weil da eine Wand steht, die im Sinne von Dostojewskis Raskolnikow zu sagen scheint, daß «die Wände Ohren haben könnten». Weiter wird unter dem Deckmantel «Spiel» ein Requisit aufgebaut: die eiserne Wand, die einmal als Berliner Mauer in die Darstellung einbezogen wird – besonders im Zusammenhang mit Kennedy –, daneben als Zeichen für den «Eisernen Vorhang» gesetzt ist, und schließlich ganz allgemein als Symbol für Macht, welche Möglichkeiten an Freiheiten für die Menschen systematisch unterdrückt – selbst die einer offenen Auseinandersetzung. An dieser Wand scheitert auch der Zimmermann aus Galiläa, dem am Schluß des Spiels das allgemeine Verfahren zukommt: er wird an die Wand geschmettert, bleibt dort auf einem Totenkopf stehend in Kreuzigungsposition kleben, während eine Orgel «Jesus Christ Superstar» intoniert. Die Polizeidarsteller greifen wiederum ein, vertreiben die Studenten von der Spielfläche, lösen den Gekreuzigten von der Wand und tragen ihn feierlich hinaus. Damit endigt das Spiel. Ist diese

spielerische Auseinandersetzung ein Deckmantel für Sowjetmenschen im Sinne von: sie spielen ja nur Amerikaner? Jedenfalls wurde selbst in einem Moskauer Bericht von Rima Shore<sup>2</sup> festgestellt, daß die anti-amerikanische Darstellung «Unter dem Deckmantel der Freiheitsstatue» ein schlecht getarnter Deckmantel für eine anti-sowjetische Produktion sein könnte.

### Zugleich religiöse und politische Kritik

Die unmittelbar rezente Form eines religiös fundierten Passionsspiels soll vorerst mit diesen Darlegungen weniger angegangen sein, als vielmehr das Aufzeigen der Ernsthaftigkeit, welche einer solchen Darstellung zukommt: ihre zwar «verdeckte», nicht aber zwecklose Funktion. Der Hinweis auf den Gekreuzigten im Zusammenhang mit dem unter Gewalt leidenden Menschen ist gegeben. Wenn für dieses dargelegte Spiel die Bezeichnung «allgemeines Passionsspiel» angenommen wird, so beruht das auf dem Gedanken: «Sprechen wir von Christus, so nehmen wir das, was Franziskus oder Martin Luther King von Jesus gelernt haben, in unsere Beziehung mit auf; ...»<sup>3</sup>

Eine sowohl religiöse wie politische Kritik bringt das Studententheater «Teatr 77» aus Krakau mit «Passion II» bei dem erwähnten Festival an. «Mit drei aufgestreckten segnenden Fingern spricht da einer, nennen wir ihn Parteisekretär. Er verkündet die Frohbotschaft vom Verschwinden des Staates im perfekt ausgebildeten Kommunismus. Die zwölf Jünger hören sehr bald nicht mehr zu, sondern schnattern untereinander, wickeln Geschäfte ab. Die Beichte haben sie freilich abzulegen, genannt Selbstkritik; die kommunistische Kommunion wäre sonst undenkbar.»<sup>4</sup> Bald löst sich dieses Spiel auf, denn die Jünger verlassen unzufrieden den «ewig Segnenden».

Da diese Darstellung die Überschrift «Passion» trägt, will damit sicher der Inhalt thematisiert sein. Die Fragen ergeben sich aus der auffallenden Parallelität. Soll dieses Spiel ganz allgemein die Passion der «Messiasse» und ihrer Botschaften zeigen; oder – mag auch der Ansatz als blasphemisch schockieren – soll es zeigen, daß es der Frohbotschaft Jesu so ergangen ist wie der des Parteisekretärs? Würde das in der Konsequenz sagen: «Jesus starb umsonst»? Die Argumentation in der Darstellung ist unerbittlich: die geschäftlichen Interessen der Jünger laufen der messianischen Botschaft entgegengesetzt.

Beim gleichen Festival bezieht die Gruppe «Once al Sur» aus Argentinien das Zeichen des Gekreuzigten auf die unmenschliche Zivilisation einer geknechteten Menschheit; sie versucht Gewalt im sozialen Verhalten zu demaskieren. «Ein Bauer wird in einer angeblich modernen Stadt von der Brutalität der Hochhäuser ebenso vergewaltigt wie von dem Polizeiverhör. Er wird verstoßen, getreten, seiner Kleider beraubt, nackt in Kreuzesform herumgetragen, gesteinigt am Ende.»<sup>4</sup>

Was kann zu neuen Formen (neben den drei Beispielen) ganz allgemein gesagt werden? Sie arbeiten mit den einfachsten Mitteln, scheinbar leicht durchschaubar; verstehen sich jedoch immer als Kritik und Agitation gegen jede Art von Gewalttätigkeit. Das Formenalphabet findet eine eigene Sprache in den Gesten der unmittelbar Leidenden. Ob sie dabei einer geistigen Mobilität im Sinne von *Wassilij Grossmann*<sup>6</sup> Vorschub leisten, die ein fruchtbares Denken ermöglichen soll,

<sup>2</sup> Dieser Bericht ist abgedruckt und übersetzt von Gerburg Dieter in «Theater heute», Nr. 5, Mai 1973, S. 30 f.

<sup>3</sup> Dorothee Sölle: Phantasie und Gehorsam – Überlegungen zu einer künftigen christlichen Ethik, Stuttgart-Berlin 1966<sup>2</sup>, S. 8.

<sup>4</sup> Krämpfe und Kämpfe – Zwei Meinungen über das Festival des Jungen Theaters in Breslau von Georges Schlocker und Werner Kriegelstein in «Theater heute» Nr. 1, Januar 1974, S. 28 ff.

<sup>5</sup> Ibid. S. 30.

<sup>6</sup> Im Sinne von Wassilij Grossmans: Alles fließt. (Durfte bis heute in der Sowjetunion nicht erscheinen.)

hängt von der Stellung des Betrachters ab; wobei – bezeugt – die Stellungnahmen der direkt Betroffenen spontaner ausfallen, wenn auch nicht immer zu ihrem eigenen Vorteil. Bei der Ansicht Grossmans, daß jede Zeit ihre Krisensituation der Veränderung aufzuweisen hat, mag der allgemeine Aufruf respektiert werden, das gegenwärtig Geltende grundsätzlich neu zu überprüfen!

Nach diesen literarisch unfixierten Spielen nun zu den textlich festgehaltenen, die, da sie offenbar auf ein Zwischen-den-Zeilen-Lesen hin konzipiert sind, eine «wirkliche» Interpretation verunmöglichen, das heißt, nur mögliche Deutungen zulassen. Die beiden eingangs erwähnten Stücke, welche im Folgenden teilweise genauer besehen werden sollen, sind mit folgenden Autoren verwandt, welche ebenfalls rezente Spiele verfaßt haben: wie etwa mit dem Tschechen *Jan Drda*, den beiden Polen *Ernst Bryll* und *Ireneusz Iredyński* – (von ihm wurde im Verlaufe der letzten Saison am Schauspielhaus Zürich «Die dritte Brust» gezeigt) –, oder den beiden Jugoslawen *Aleksynda Obrenović* und *Ranko Marinković* und anderen. Diesen Autoren ist gemeinsam, daß sie versuchen, erstarrte Ausdrucksformen mit neuen zeitbezogenen Inhalten zu füllen.

### Die «Genossen» vom Hohen Rat und ihre Folter

*Jan Kopecký* bearbeitete seine Komödie<sup>7</sup> nach seinen eigenen Ausführungen für die heutige Bühne nach «den Texten einiger tschechischer Spiele aus dem Riesengebirge».<sup>8</sup> Das Spiel, das in den Grundzügen aus biblischen Erzählungen besteht, beginnt bei Adam und endet bei Kaiser Tiberius, der das ganze römische Volk aufruft, sich als Christen zu bekennen. Drei als Teile betitelte Aufzüge werden von einem Vor- und Nachspiel flankiert. Der Teufel, der Tod, ein Ansager, die Töchter Zions (Chor) und der Erzengel sind über das ganze Stück hinweg eingebaute Figuren. Im ersten Teil verabschiedet sich zu Beginn Jesus von seinem «Mütterchen»; er hat die Not durchdacht: «Was ist das Leben ohne Gott?».<sup>9</sup> Es folgen: Taufe, Versuchung, die Jünger um Jesus – Judas denkt nur ans Essen –, Gespräch am Jakobsbrunnen, Predigt Jesu – wobei sich Maria Magdalena zur Verwunderung des Teufels sofort von ihrem unsittlichen Lebenswandel abwendet –, Ratsversammlung gegen Jesus, Tod und Auferweckung von Lazarus, Versuchung Jesu durch den Hohen Rat – Frage nach dem Bild auf der Münze; Frage der Verurteilung einer Ehebrecherin, Tempelreinigung – die Geschäfte im «Dom» gehören denselben Ratsherrn, welche gegen ihn zu Rate sitzen –, Jesus schwitzt Blut und fällt in Ohnmacht, Judas wird für eine «Alterspension» Jesus verraten. Der zweite Teil ist dem Martyrium gewidmet; die langwierigen Gerichtsverhandlungen sind auffällig. Im dritten Teil sehen wir zunächst Adam, die Stammesväter, die Propheten, die Könige und auch Hiob, welche in der Vorhölle auf die Erlösung harren. Es folgt der Salbenkauf der Frauen – Magdalena ist geradezu verschwenderisch und weist Vorbehalte der anderen Frauen vehement zurück –; sie finden das Grab leer. Bevor die Erscheinungen des Auferstandenen gezeigt werden, spielt sich ein Kampf zwischen den guten und bösen Engeln um die Seelen der in der Vorhölle Harrenden ab, welcher durch ein Wort Jesu entmachtet wird, der diese in den Himmel holt. Im Nachspiel will Kaiser Tiberius, zu dem die Kunde gekommen ist, daß in Galiläa ein Wundertäter lebt, der mächtiger als alle seine Ärzte sein soll, diesen holen lassen. Zur Strafe, da seine Kreuzigung schon stattgefunden hat, muß Pilatus sterben, der noch bekennt, daß es Christus war.

<sup>7</sup> Jan Kopecký: Komödie von Leben und Lehre, von Passion und glorreicher Auferstehung unseres Herrn und Heilands Jesus Christus. – Deutsche Nachdichtung von Karl Leopold Schubert, Universaledition Wien 1967. (Im öffentlichen Buchhandel nicht erhältlich.)

<sup>8</sup> Ibid. S. 1.

<sup>9</sup> Ibid. S. 12.

Was an diesem biblischen Bilderbogen erregte das Mißtrauen der Regierung? Hinter den schon ungen gesehenen Themen verbirgt sich ein verbotenes: nämlich (wiederum) die Kritik an der Regierung und der Partei mit ihren Foltermethoden. Fast die Hälfte des Textes spielt im Hohen Rat, der aus Fürsten, Geschäftsherren und den führenden Priestern besteht. Und wie nebenbei, so ganz zufällig, sprechen sich die Ratsmitglieder plötzlich einmal als Genossen an, und genauso verstohlen schmuggelt sich der Begriff Partei ein: die Mitglieder mißtrauen sich gegenseitig, da vielleicht schon Einzelne von Jesu Partei sein könnten. Mit welcher Akribie die Folterungen und ihre Methoden besprochen werden, ist nach der Gefangennahme Jesu geradezu auffallend. Kaum ist Jesus gefangen, wird er mit dem, was sie ihm antun wollen, gemartert: «An einen Pfahl ihn binden wir.» – «Mit einer Ahle stechen wir.» «... mit einer Fackel brennen wir.» – «Dann setzen wir ihn auf einen glühenden Thron.» – Alle: «Strohkönig schau, wir reißen dich an deinen langen Haaren.»<sup>10</sup> Und wiederum dazu, nachdem Pilatus keine Schuld an ihm gefunden hat – (Gespräch zwischen Pilatus und Jesus: Jesus: «... Ich bin in die Welt gekommen, / daß ich für die Wahrheit zeugen soll.» / Darauf Pilatus: «Was ist denn Wahrheit? Falsch und hohl / klingt mir das Wort. Denn streng genommen / ist Wahrheit nur das Wort der Macht. / Habt mir da einen Träumer gebracht. / Ich finde keine Schuld an ihm.»<sup>11</sup> – Diskoras: «Wo fangen wir zu peitschen an?» Nandaver: «Wir fangen bei den Waden an.» Diskoras: «Mit aller Kraft –» / Nandaver: «– bis die Adern platzen.» Diskoras: «Die Nerven zittern –» / Nandaver: «– die Knochen krachen.»<sup>12</sup> usw. Es wird gezeigt, wie sich die Folterer in eine Stimmung hineinsteigern, wo nur

<sup>10</sup> Ibid. S. 71/72.

<sup>11</sup> Ibid. S. 80.

<sup>12</sup> Ibid. S. 82/83.

## Bildungshaus Bad Schönbrunn

### Alleinstehende Frauen – Menschen zweiter Klasse?

Studientagung für geschiedene, verwitwete und ledige  
Frauen bis Mitte fünfzig  
20./21. April 1974

#### Leitung:

**Frau Liv Kortina-Bühler**  
**P. Niklaus Brantschen**

#### Themen:

Frau = Frau – auch ohne Mann?

Wo findet die Alleinstehende ihren (Ort der  
Zugehörigkeit)?

Gibt es ein Recht auf Liebe?

Zweierlei Leiden: ein unnötiges und ein not-  
wendiges

Beginn: Samstag, 20. April, um 16.00 Uhr

Schluß: Sonntag, 21. April, um 16.00 Uhr

Pension: Fr. 30.—

Tagungsbeitrag: Fr. 15.—

Anmeldungen an die Direktion von Bad Schönbrunn,  
6311 Edlibach, Telefon 042/52 16 44

noch der Tod des Opfers zählt. Erwähnenswert ist noch, daß Judas als einer gezeigt wird, der auf die normalste Art für sich besorgt sein will; dennoch fällt auf ihn bezogen der Begriff Spitzel.

### Das Ostermahl kann nicht stattfinden

Umgekehrt als Kopecký geht *Vasilis Ziogas* vor.<sup>13</sup> Während jener auf das Leiden des Gekreuzigten die Auseinandersetzungen mit den Leiden der Zeit malt, zeichnet dieser auf die Übel der Gegenwart (in Griechenland?) die biblische Thematik beinahe etwas gleichnishaft mit den Mitteln, wie man sie vom Theater des Absurden her kennt. Zum Inhalt: Ein Alter und eine Alte bereiten ein Mahl, zu dem viele Gäste erwartet werden. Der nächste Aufzug zeigt, daß keine Gäste gekommen sind, aber in den anliegenden Räumen dem Lärm nach große Festlichkeiten stattfinden müssen. Im dritten und letzten Bild soll der Sohn dieser beiden Alten verhaftet werden; er entzieht sich den Häschern, indem er emporschwebt und an der Decke in Kreuzesform hängenbleibt. Warum trägt diese Aufführung den Namen: «Osterspiel»? Einmal heißen die Alte Paschalina und der Alte Paschalio, und zum andern wird nicht irgendein Mahl bereitet, sondern das Osterlamm. Die Alten werden von der Gesellschaft gemieden, weil ihr Sohn ein Verbrecher ist: er hat die Jugend als Anführer gegen das Bürgertum aufgewiegelt, daher ist er zum Tode verurteilt. Zwei Gleichnisse sind in dieses Spiel indirekt, etwas verändert eingebracht. Einmal das Gleichnis vom Mahl, zu dem die Gäste nicht erscheinen; nur ist das Gleichnis hier sozusagen handfest auf die Füße gestellt, denn die Gäste wissen ganz genau, warum sie nicht erscheinen, denn: wer will bei Leuten zu Gast sein, die einen Verbrecher als Sohn haben? Zum zweiten ist das Gleichnis vom Verlorenen Sohn variiert: der Vater flucht seinem Sohn, während die Mutter mit einer Naivität sondergleichen ihn vor dem Schlimmsten zu bewahren sucht. Die Osterbotschaft heißt: weil die Menschen zu verurteilend leben, werden die Söhne zu verlorenen (Vater flucht dem Sohn), kann das Ostermahl nicht stattfinden (Leute fluchen den Eltern). Die Botschaft des verlorenen Sohnes scheitert, weil die Botschaft der Selbstsicheren im Buchstaben des Gesetzes (einer Diktatur?) akzeptiert wird.

### Ein Zeichen für unsere Zeit?

Etwas, das kann nun gesagt werden, ist bei der auffallenden Parallelität des Gekreuzigten Jesu und der Verfolgten in unserer Zeit auffällig: in allen Spielen kann folgender Grundgedanke als die Wurzel des Übels festgestellt werden: Die Menschen beseitigen, was sie fürchten; sie bringen denjenigen um, der sie beschämt! Ist das ein Zeichen unserer Zeit? Ist seine Deutung komplizierter als die Beurteilung vom Aussehen der Erde und des Himmels?<sup>14</sup>

Es mag nun dahingestellt sein, ob bei diesen rezenten Darstellungsformen von einem modernen christlichen Theater zu sprechen ist. Der Gedanke, daß man angesichts dieser «Spiele» geradezu von einer «felix culpa» sprechen müsse, weil die Entdeckung der Sünde aus dem Unglauben heraus formuliert sich als geheimnisvolle Quelle des Heils erweise, soll dahingestellt, wenn nicht gar verworfen sein.<sup>15</sup> Vorrangig ist die in den menschlichen Verhaltensformen begründete Affinität zu der darstellerischen Mimesis des Gekreuzigten und der damit verbundene Aufruf zur Besinnung auf die Würde des Men-

<sup>13</sup> Vasilis Ziogas: Osterspiel (der Text existiert nur im Autorenmanuskript in griechischer Sprache). Weitere Ausführungen zu diesem Spiel: Gregor, Joseph: Der Schauspielführer – Das Schauspiel der Gegenwart von 1966–1970, Bd. 9, Stuttgart 1972.

<sup>14</sup> Vgl. Lk 12, 56 und Mt 16, 3. (Bei Mt fehlt der Vers in wichtigen alten Textzeugnissen.)

<sup>15</sup> Heinz Gerstinger: Theater und Religion – Aspekte und Profile; Wien 1972, besonders die Seiten 47 und 50.

schen, zur wirklichen, gewaltlosen, aber nichtsdestoweniger kämpferischen Auseinandersetzung im eigenen Widerspruch zwischen Handelnden (Verhandeltem, Behandeltem usw.) und Zuschauenden, soll der verzweifelte Dialogversuch der Betroffenen für diese nicht zu einem sinnlos makaberen Monolog werden! Denn Darstellungen mit ihren gemäßen Ausdrucks-

formen wollen zusätzlich zu dem Aufzeigen einer Situation auch die Beziehung zu den scheinbar Unbetroffenen herstellen. Dazu besonders das Gedicht «Zur Frage der Freiheit» von Jewtuschenko, welches auf der Titelseite dieser Ausgabe nachzulesen ist.

Peter Kurath, Wien

DER AUTOR studiert Theologie und Theaterwissenschaft (cand. phil.).

## DAS EVANGELIUM LEGT DIE GEWALT BLOSS

Die französische Zeitschrift *Esprit* hat im letzten Herbst Fachleute verschiedener Richtungen zu einer Diskussion mit René Girard eingeladen, dessen Werk *La Violence et le Sacré* wir in der letzten Nummer (1. März 1974, S. 41) vorgestellt haben. In dieser Diskussion hat Girard seine Sicht des Christentums, ausgehend von seiner These über die Gewalt und das *sacrum*, in einem längeren Votum umrissen. Wir geben im folgenden diesen Ausschnitt aus der Diskussion (*Esprit*, November 1973, S. 551-558) in einer leicht gekürzten Übersetzung wieder. Red.

Wenn wir uns über die heutige Situation Gedanken machen, müssen wir uns die Frage stellen, welche Rolle das Christentum in der seltsamen Welt des Sakralen spielt. Ist es ein weiteres Beispiel dafür, wie die «allgegenwärtige» Gewalt sich auf einen Sündenbock entlädt und dadurch die Gestalt des *sacrum* begründet? Führt es die Opfer der primitiven Religionen in leicht veränderter Form weiter? Man hat dem Christentum einerseits vorgeworfen, den sakralen Schrecken weiterhin lebendig zu erhalten; andererseits fanden Leute wie *Toynbee*, es habe den Weg zur wissenschaftlichen Erforschung und technischen Ausbeutung der Natur eröffnet und letztlich nicht mehr genügend sakralen Schrecken verbreitet.

Die Evangelien umschreiben den Höhepunkt einer Krise, die durch Johannes den Täufer als eine Opferkrise definiert wird, indem er den Isaias-Text aufgreift: «Alle Täler werden aufgefüllt und alle Berge abgetragen werden». Diese große Nivellierung entspricht dem Grundvorgang in den griechischen Tragödien, durch den alle Gegensätze zwischen den Protagonisten eingeebnet werden. Die Nivellierung zeigt, wie die Gewalt alle Gestalten erfaßt, indem sie alle Unterschiede zwischen ihnen zum Verschwinden bringt. Das Einmalige in der Begegnung zwischen Johannes dem Täufer und Christus liegt nun darin, daß sie sich gegenseitig erkennen und anerkennen. Sie werden deshalb nicht zu Gegnern; sie bejahen die entscheidenden Unterschiede und verfallen nicht dem Sog der Gewalt. Wenn man vom Höhepunkt der Krise spricht, dann bedeutet dies, daß die geweckte Aggression in jedem Augenblick sich durch eine kollektive Übertragung auf ein Opfer entladen kann. Die Verurteilung und der Tod Christi entsprechen genau diesem kollektiven Vorgang. Einmal mehr scheint also der alte Mechanismus zu spielen, und das Christentum scheint in einer Reihe mit allen anderen Religionen zu stehen. Die rationalistischen und antichristlichen Denker behaupten dies auch tatsächlich seit Jahrhunderten. Die Anhäufung des riesigen religionsgeschichtlichen Materials zielt auf nichts anderes als auf die Widerlegung des Christentums; und der Schlüssel für diese Widerlegung ist die Aufdeckung jenes geheimen Mechanismus, der das *sacrum* begründet.

Dieser Mechanismus ist nun tatsächlich nirgends sichtbarer als in den Evangelien. Dies gilt in solchem Maße, daß die zu vollkommene Evidenz genau in ihr Gegenteil umschlägt. Wenn nämlich das Christentum nur eine der vielen Religionen wäre, dann müßte der Grundmechanismus wie bei den anderen verschleiert sein. Man könnte dann immer einwenden: du hast nicht richtig gesehen; du manipulierst die Texte. Hier ist dies aber unmöglich. Alles steht schwarz auf weiß und gleich in vier verschiedenen Texten auf einmal. Damit der Grundmechanismus der Gewalt wirksam ist, muß er im Verborgenen bleiben. Hier aber ist er völlig bloßgelegt.

### Die «Weisheit» des kollektiven Mordes

Sobald man diese unscheinbare und doch fundamentale Umkehrung wahrnimmt, fällt ein neues Licht auf viele enigmatische Texte. Eine neue Logik drängt sich auf, und die zerstreuten Elemente sammeln sich zu einem kohärenten Ganzen. Wenn Christus seinen Zuhörern sagt: Ihr habt alle Propheten getötet, dann macht er nicht in Antisemitismus. Er zielt auf das gleiche wie Freud in seinem *Moses und der Monotheismus*, nur ist Jesu Aussage umfassender und reicht weiter, da sie in einem weit bedeutungsvolleren Zusammenhang erscheint. Der Prophet ist derjenige, dessen Tod die von Menschen gemachte Religion begründet. Diese Religion entspringt immer einem kollektiven Mord, wie übrigens auch die menschliche Gerechtigkeit und die menschliche Politik. Wenn der Hohepriester sagt: «Es ist besser, daß ein einziger Mensch stirbt, damit das ganze Volk gerettet werde», dann drückt er eine Wahrheit aus, der auch die weiseste und menschlichste Politik nur zustimmen kann. Zugleich offenbart er damit aber – ohne daß er es merkt – den Grundmechanismus jeder Kultur.

Diese Offenbarung ist jedoch nur möglich, weil Christus die Gewalt zwingt, ihr Treiben zu enthüllen, und zwar dadurch, daß er selbst an ihr nicht den geringsten Anteil hat. Man darf deshalb in Christus nicht das sehen, was man sonst überall entdecken kann: die mythische Widerspiegelung einer kollektiven Übertragung. Er ist vielmehr jenes geheimnisvolle Subjekt, das die Gewalt zwingt, sich zu enthüllen und zu vergegenständlichen, um dadurch langsam unwirksam zu werden.

Man mag allerdings auf die Auferstehung hinweisen und einwenden: dies ist doch nur das ewige Spiel der Sakralisierung, der Kreislauf des Todes, der aus dem Leben, und des Lebens, das aus dem Tode entsteht. Doch dieser Einwand trifft nur dem Scheine nach. *Simone Weil* hat sehr klar gesehen, wenn sie das Wort Jesu: «Mein Gott, warum hast du mich verlassen», zu jenen Aussagen zählt, wodurch sich die Evangelien ganz von anderen religiösen Texten abheben. Das Entscheidende dieses Wortes liegt darin, daß es den Tod Christi unserem Tod gleichstellt. Sein Tod ist von der Auferstehung getrennt. Christus spielt nicht mit Leben und Tod wie ein Phönix, wie die Götter der Azteken oder wie ein Dionysos.

Das ganze moderne Denken bildet sich ein, man falle notwendigerweise in den uralten Aberglauben zurück, wenn man so unangenehmen Phänomenen wie etwa dem des «Sündenbocks» eine Bedeutung zumißt. Man wähnt immer, der alten Knechtschaft zu entgehen, wenn man den Ursprung unserer Kultur verwischt. In der Tat fällt man aber gerade durch diese Verwischung den alten Mechanismen anheim. Man verfährt mit den Evangelien wie die Kolonialherren mit den Einheimischen: man spricht nicht von ihnen. Die einzigen Texte, die den gewaltsamen Ursprung in voller Klarheit beschreiben, verfallen so als erste der allgemeinen Verdächtigung. Nachdem man zunächst versucht hat, das Christentum von seinem Aberglauben zu reinigen, hat das moderne Denken es schließlich ganz ausgestoßen.

Dieses Denken funktioniert gerade dadurch im wesentlichen wieder nach dem primitiven Schema der Flucht vor der ansteckenden Unreinheit. Es sieht nicht, daß die Evangelien den Grund jeder menschlichen Religion offenlegen. In einem Text wie dem folgenden findet man bloß Moral und nicht die grundsätzliche Überwindung jedes Opferkultes:

Wenn Du eine Gabe zum Altar bringst und dich daran erinnerst, daß Dein Bruder eine Beschwerde gegen Dich hat, laß dann Deine Gabe vor dem Altar liegen und gehe zuerst, Dich mit Deinem Bruder zu versöhnen; danach komme zurück und bringe Deine Gabe.

### Versöhnung ohne Opfer oder Untergang

Solange der Opferkult den Frieden unter Brüdern sicherstellt, hat er den ersten Platz. Man kann unter solchen Umständen nicht wie Christus reden. Aber das Opfer hat seine Macht verloren, und Christus vollendet diese Entsakralisierung, indem er die Offenbarung eines nicht-gewalttätigen Gottes ihrem Höhepunkt zuführt. Er nimmt den Menschen ihre letzten rituellen Krücken. Man muß sich von nun an ohne Opfer versöhnen oder untergehen.

Versteht man dies, dann begreift man das Warum und die Natur des Reiches Gottes. Das Reich bedeutet nicht weniger und nicht mehr als vollkommene Gegenseitigkeit. Solange die Menschen voneinander Rechenschaft verlangen, gibt es keine echte Gegenseitigkeit. Diese ist nur möglich bei einem vollen Verzicht auf Gewalttätigkeit dank der Hingabe seiner selbst als Opfer. Dies bedeutet: in der von Christus eröffneten Welt – einer Welt, in der selbst die unverstandene Offenbarung nach und nach alle Gesellschaftsstrukturen zersetzt – geht man immer dem Augenblick entgegen, an dem nur noch die Wahl bleibt zwischen totaler Vernichtung und totalem Verzicht auf Gewalt nach dem Beispiel Christi.

Dies ist so gewiß, wie ebenso klar feststeht, daß es keine Opfer mehr geben wird, wenn die Menschen bereit sein werden, die andere Wange hinzuhalten. Verweigern die Menschen aber die Botschaft des Friedens und fallen sie wegen der Faszination der Gewalt in ihre alten Gewohnheiten zurück, dann muß es zu einer neuen Kollektiventladung auf ein einziges Opfer kommen. Genau dies geschah mit Christus.

Wäre bei ihm wiederum nur das gewalttätige *sacrum* im Spiel gewesen, dann hätte die Kreuzigung auf der gesellschaftlichen Ebene stabilisierend wirken müssen. Christus sagt aber immer wieder, daß dem nicht so ist. Die Kreuzigung bringt vielmehr alles gesellschaftliche, soziale und sogar familiäre Leben ins Wanken. Christus wirft nie mit Drohungen um sich, er weist nur immer wieder auf die Folgen der von ihm gebrachten Umkehr hin. Die Götter der Gewalt wurden durch die Verkündigung des Gottes der Liebe entwertet. Die Maschine ist in Unordnung geraten. Der Mechanismus der Gewalt funktioniert nicht mehr. Die Mörder Christi haben umsonst gehandelt, oder besser: ihre Tat war insofern fruchtbar, als sie Christus geholfen haben, die objektive Wahrheit der Gewalt in den Evangelien niederzuschreiben. Diese Wahrheit, wenn auch verkannt und verhöhnt, wird langsam ihren Weg machen und alle Dinge zersetzen. Deshalb kann Christus auch sagen:

Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Ich bin gekommen, den Sohn mit seinem Vater, die Tochter mit ihrer Mutter, die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter zu entzweien; jeder wird seine eigenen Familienangehörigen zu Feinden haben.

### Die Wahrheit der Apokalypse

In einer vom Stolz aufgeblähten Welt ist es noch verzeihlich, wenn man mit *Renan* meint, das Reich sei «utopisch»; aber zu behaupten, wie dies heute oft geschieht, «die andere Wange hinzuhalten» sei Masochismus, kommt einer völligen Verkenntung dessen gleich, was täglich um uns geschieht. Christus ist der letzte Bote, der zunächst die Juden und dann die rest-

liche Welt daran erinnert, daß Versöhnung der einzige Weg zum Heil ist. Die Wahl ist einfach: entweder wendet man sich gemeinsam dem Reich zu, oder man geht gemeinsam dem Tod entgegen.

Der Zusammenhang zwischen dem Reich einerseits und dem Leiden und der Apokalypse andererseits bietet folglich heute nicht mehr das geringste Problem. Nur die Exegeten à la *Bultmann* haben dies noch nicht gemerkt. Sie laden uns ein, das apokalyptische Thema zu vergessen, diesen alten jüdischen Aberglauben, mit dem unser modernes Denken nichts mehr anfangen könne. Sie sehen in der Apokalypse immer nur die «göttliche Rache», das heißt das, was das Alte Testament noch nicht ausscheiden konnte und was die westliche Theologie gleich wieder eingeführt hat, obwohl es in den Evangelien in keiner Weise vorkommt. In den Reden über die Endzeit bei Matthäus (24. Kapitel) ist nirgends die Sprache von einem Gott, der den Mord seines Sohnes «rächen» und die Menschen für einen Tod bestrafen würde, den er selbst – zu allem Überfluß des Grauens – noch selber verlangt hätte. Es ist hier nur die Rede von internen Kämpfen und von gegenseitiger Gewalttätigkeit zwischen Brüdern und Völkern.

Christus muß sterben, weil er als einziger in einer Welt der Gewalttätigkeit den Erfordernissen der absoluten Gewaltlosigkeit gerecht wird. In ihm findet die Gewalt nicht mehr ein willkürliches Opfer, sondern eines, das außerordentlich bedeutungsvoll ist, weil es sich der Gewalttätigkeit widersetzt.

Wer könnte übersehen, daß das entsakralisierte apokalyptische Thema – zusammen mit einer Wissenschaft, die man auf die jüdisch-christliche Entsakralisierung zurückführen muß – von einer packenden Aktualität ist? Man mag einwenden, ich wolle die archaischen Ängste wieder wecken – doch dies ist ein billiger Scherz. Auf dem Gebiet des Schreckens kann man kaum mehr beschwören, als was die Tageszeitungen und die Herren Gelehrten mit ihren Voraussagen ohnehin tun. Heute kreist die endgültige Gewalt – die Wahrheit der menschlichen Geschichte – in mehr oder weniger satellitisierter Form über unseren Köpfen dahin und könnte, wenn wir es so wünschen, der ganzen Menschengeschichte in einem Augenblick den Garaus machen. Die Spezialisten sagen uns ohne mit der Wimper zu zucken, daß nur diese Gewalt uns *beschützt*. Es wird nicht mehr lange dauern, bis wir verstehen werden, warum Menschen ihre eigenen Kinder in den Feueröfen des Götzen Moloch werfen und dabei glauben konnten, sich auf diese Weise vor einer schlimmeren Gewalt zu schützen.

Unter dieser entscheidenden Rücksicht findet sich unsere planetare Gesellschaft wieder in der gleichen Situation wie einst die gebrechlichsten und hilflosesten primitiven Stämme. Sie kann sich wie diese jederzeit selbst zerstören. Unter einer anderen Rücksicht ist die Lage allerdings ganz anders. Wir verfügen nicht mehr über den kollektiven und religiösen Bremsmechanismus. Die rituellen Versammlungen um gemeinsame Opfer sind vorbei, bei denen die Gewalt einen gewissen Höhepunkt erreichen konnte und mußte. Die Wissenschaft verbietet uns durch die erschreckenden Mittel, die sie uns zur Verfügung stellt, das freie Spiel mit der Gewalt. Von nun an gehen wir ganz zu Grunde, sobald wir uns der Gewalt etwas überlassen. Mögen den Evangelien auch noch einige mythische Überbleibsel anhaften, so ist der Einklang zwischen ihnen und der heutigen geschichtlichen Wirklichkeit doch zu stark, als daß solche strukturelle Zusammenhänge dem Zufall zugeschrieben werden könnten.

Das christliche apokalyptische Thema meint den menschlichen und nicht den göttlichen Schrecken. Dieser menschliche Schrecken läuft um so mehr Gefahr zu triumphieren, als die Menschen sich der sakralen Schreckgestalten entledigt haben. Wir haben uns freigemacht. Wir wissen nun, daß wir unter uns sind und daß kein himmlischer «Vater mit der Peitsche» unsere kleinen Geschäfte stören wird. Wir können also nicht



mehr rückwärts, sondern nur noch vorwärts schauen. Wir müssen zeigen, wozu der Mensch fähig ist. Das entscheidende apokalyptische Wort spricht nichts anderes aus als die absolute Verantwortung des Menschen in der Geschichte: ihr wollt, daß euer Haus euch überlassen bleibt: *woblan es ist euch überlassen*.

Sobald man die traditionellen theologischen und antitheologischen Interpretationen der Evangelien durch eine Interpretation ohne Opfer ersetzt, sieht man, wie sich die verschiedenen Themen logisch aneinanderfügen: die jüdische Krise, das Reich, die Passion, die doppelte Apokalypse, zuerst die der Juden, dann die der Heiden. Das Christentum blieb zwar wegen einer bestimmten Lektüre des Hebräerbriefes noch lange in der Opferperspektive befangen. Doch auch diese konnte – wegen der Gegenwirkung des Gottes der Evangelien – den allmählichen Zusammenbruch jeder beschützenden Ordnung durch Opfer nicht verhindern.

### Mühsamer Exodus aus dem Opfer

Doch dies ist nicht alles. Die Deutung der Evangelien als Zerstörung des gewalttätigen *sacrum* erweist sich als Lichtquelle sowohl, wenn man sie nach vorwärts, als auch wenn man sie nach rückwärts richtet. In ihrem Lichte erscheint das Alte Testament als ein unendlich mühsamer Exodus aus dem Opfer, der in den Prophezeiungen gegen die Opfer und schließlich in den Gesängen vom Knecht Jahwe's gipfelt. In ihnen wird der Mechanismus vom einzigen Opfer zum erstmalig offengelegt, wobei es nichts zur Sache tut, ob jemand da war, der diese neue Wahrheit voll verstehen konnte oder nicht. In der griechischen Kultur gab es zwar etwa zur Zeit des Deutero-Isaias bei den Vor-Sokratikern und etwas später bei den tragischen Dichtern ein verheißungsvolles Stöhnen. Aber die Offenbarung scheiterte dort. *Die Wahrheit kommt von den Juden*.

Diese Offenbarung scheiterte selbstverständlich – gesellschaftlich gesehen – auch bei den Juden. Sie gelang nur auf der Ebene des Textes, der immer da ist und auf den man sich beziehen kann. Man muß auch feststellen, daß die einzige vorwissenschaftliche Lektüre der Zusammenhänge zwischen dem Alten und dem Neuen Testament weder in der Hegelschen Philosophie noch in den gelehrten und kalten Berechnungen der letzten zwei Jahrhunderte gelang, sondern nur in der neutestamentlichen, patristischen und selbst mittelalterlichen Allegorie, die heute verachtet wird. Sie allein vermochte – wenigstens in ihren besseren Beispielen – eine echte Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Stufen der Opferproblematik aufzuzeigen, ohne dabei allerdings ihre eigenen unmittelbaren Erkenntnisse rechtfertigen zu können.

Kehren wir nun von diesen Feststellungen zu unserem Ausgangspunkt zurück, dann können wir nicht mehr glauben, daß wir es sind, die erstmals die Evangelien im Lichte der modernen ethnologischen Gegebenheiten lesen. Man muß diese Ordnung umkehren. Es ist immer die große jüdisch-christliche Bewegung, die liest. Was immer von der Ethnologie her sich zeigen kann, erscheint im Lichte einer laufenden Offenbarung, einer ungeheuren geschichtlichen Arbeit, die uns erlaubt, Texte «einzuholen», die an sich längst ausdrücklich vorliegen, die aber für uns Menschen, «die Augen haben, um nicht zu sehen, und Ohren, um nicht zu hören» noch dunkel blieben.

### Wendung jeglicher Interpretation

Durch eine unerhörte Wendung werden zwanzig und fünfundzwanzig Jahrhunderte alte Texte, die früher blindlings verehrt wurden und heute verächtlich verworfen werden, sich allein als fähig erweisen, das zur Vollendung zu führen, was sich an Wahrem und Gutem in der modernen antichristlichen Forschung findet. Diese Texte liefern der Forschung, was ihr noch fehlt, um alle geschichtlichen Formen der Transzendenz

in einer radikal soziologischen Perspektive zu lesen. Gleichzeitig situieren sie ihre eigene Transzendenz an einen Ort, der für jede Kritik unerreichbar ist, da ja von ihm her jede Kritik ihren Ausgang nimmt.

Zu allem Überfluß verkünden die Evangelien unermüdlich diese Wendung jeglicher Interpretation. Nachdem zum Beispiel Christus seinen Zuhörern die Parabel von den Pächtern des Weinberges, die sich *zusammenschließen, um die Gesandten des Herrn zu vertreiben*, erzählt hat, legt er ihnen ein Problem alttestamentlicher Exegese vor.

Er aber blickte sie an und sprach: Was bedeutet nun dieses Schriftwort: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, der ist zum Eckstein geworden?

Das Zitat stammt aus dem Psalm 118 (117). Man hat immer angenommen, daß die Frage nur «mystische» Antworten zulasse, das heißt solche, die vom wirklich seriösen Wissen nicht ernst genommen werden. Wie in vielen anderen Punkten sind sich hier der religionsfeindliche und der moderne religiöse Mensch eins.

Wenn alle menschlichen Religionen, ja letztlich sogar alle Kulturen auf die Parabel der mordenden Winzer, auf die kollektive Ausstoßung von Opfern, zurückzuführen sind, und wenn dieser Grundmechanismus nur insofern wirksamer Ursprung bleibt, als er sich nicht offen zeigt, dann ist klar, daß nur die Texte, die den Sündenbock-Mechanismus aufzeigen, nicht mehr von diesem begründet sind und so tatsächlich Offenbarung enthalten. Der Satz vom Psalm 118 hat also einen ungeheuren erkenntnistheoretischen Wert. Er verlangt eine Interpretation, nach der Christus nur ironisch gefragt hat, wußte er doch, daß nur er sie geben konnte. Indem er sich selbst verwerfen ließ und selbst zum verworfenen Stein wurde, zeigte er, daß dieser Stein schon immer vorhanden war und auf verborgene Weise die Grundlage der religiösen Formen

## Katholische Kantonsrealschule St. Gallen

Zufolge Übertritts des bisherigen Amtsinhabers in die Pastoration ist die Stelle eines

## Rektors

der Knabenabteilung der Katholischen Kantonsrealschule St. Gallen neu zu besetzen.

Die Katholische Kantonsrealschule ist eine öffentliche, vom Staat anerkannte Schule mit ca. 25 Lehrern und 500 Schülern. Neben der Schulleitung hat der Rektor einen reduzierten Lehrauftrag, wenn möglich in Religions- und Lateinunterricht, zu übernehmen.

Einem erfahrenen Lehrer und Erzieher geistlichen oder weltlichen Standes bietet sich bei einer zeitgemäßen, der Aufgabe entsprechenden Honorierung eine schöne und dankbare Aufgabe an einer gut ausgebauten Schule. Eine geeignete Wohnung steht zur Verfügung.

Interessenten sind eingeladen, ihre Anmeldung bis 20. März 1974 an die Kanzlei der Kath. Administration, Klosterhof 6a, 9000 St. Gallen, zu richten, oder sich mit dem Präsidenten des Realschulrates, Herrn Dr. Max Niedermann, Goethestraße 32a, 9008 St. Gallen, in Verbindung zu setzen (Telefon 071/24 59 23).

Katholische Administration St. Gallen

bildete. Dieser verworfene Stein wird durch ihn sichtbar, um von nun an nichts mehr, oder besser, um nun etwas radikal Neues zu begründen. Daß die Evangelien wirklich dieses Wort erfüllen, wird dadurch bewiesen, daß die Grundlage jeder menschlichen Religion in der Passion Christi offen zu Tage tritt und deshalb von da an nichts mehr hintergründig bestimmen kann.

Das von Christus aufgeworfene Interpretationsproblem läßt sich folglich nur lösen, wenn man den von ihm zitierten Psalmvers als Ausdruck der eben erwähnten Umkehr versteht. Indem Christus die Gewalt bis zum Ende über sich ergehen läßt, offenbart und entwurzelt er den strukturellen Grund jeglicher menschlicher Religion.

Die Evangelien weisen uns ausdrücklich auf ihre eigene Struktur hin, die von den Gesetzen gewöhnlicher Texte her nicht zu begreifen ist. Doch diese Mahnung überhören wir, wie die Zuhörer Christi sie überhört haben. Wenn aber in die Evangelien-tatsächlich diese Bewegung eingeschrieben ist, dann ist der Anspruch des Christentums, daß Christus der alles umfassende Offenbarer sei, weit mehr gerechtfertigt, als selbst seine Verteidiger sich vorstellen. Diese mischen ja in ihre Apologien immer wieder Elemente gewöhnlicher Sakralisierung und fallen so notwendigerweise in die Strukturen der üblichen religiösen Texte zurück. Sie verwerfen von neuem den wahren Ursprung, obwohl er doch in die Evangelien so klar eingeschrieben steht.

René Girard

## Synode 72: Bewaffnete oder gewaltlose Verteidigung?

Das mindeste, was man von der Schweizer Synode 72 sagen kann: sie entgeht immer wieder durch überraschende Konfrontationen dem Image eines vorprogrammierten Ablaufs. Was oft als Mühsal eines kaum zu bewältigenden Solls erscheint, wird von Erlebnissen des Aufbruchs unterbrochen, in denen sowohl die Bereitschaft, aufeinander zu hören, wie der Wille, eine Bresche für die zukunftsgestaltende Kraft des Evangeliums zu schlagen, eine Chance zu haben scheinen. Wie prekär allerdings dieser Geist des Aufbruchs ist, wird ebenfalls erfahren: buchstäblich über Nacht kann in der gleichen Thematik ein eklatanter Diskussions- und Stimmungsabfall eintreten. Wenn dies innerhalb ein und derselben Synodenversammlung zu registrieren ist, so muß man sich nicht wundern, wenn in den Echos von *Nichtteilnehmern* das Niveau der Diskussion und das Verständnis für die andere Meinung noch unvergleichlich rapider abnimmt. Und so war es während und nach der jüngsten *gesamtschweizerischen Synodenversammlung* vom 16./17. Februar in Bern, über die noch mehr als vierzehn Tage lang entrüstete Reaktionen und mehr oder weniger klärende Kommentare in einem Teil der Tagespresse<sup>1</sup> zu lesen waren. In den Augen der so Reagierenden hat die Synode ausgerechnet in den Stunden ihr «Gesicht verloren», die von Teilnehmern und Beobachtern als Höhepunkte erlebt wurden: in der Diskussion über die *bewaffnete Landesverteidigung*.

Die Ausgangslage war folgende. Von einer aus Vertretern der verschiedenen Einzelsynoden gebildeten Schweizerischen Sachkommission lag ein Entwurf vor, der sich weitgehend an einen Text der Basler Synode anlehnte.

Darin sind Armeen als «letztes Mittel» zur Sicherung des «Friedens in Selbstbestimmung» bezeichnet; die schweizerische Armee habe dementsprechend «ihre Verteidigungsaufgabe sachlich vorzubereiten und zu lö-

<sup>1</sup> Fast ausschließlich in christdemokratischen Blättern wie «Ostschweiz» und «Bündner Tagblatt» wurde die Landesverteidigung zum Anlaß einer heftigen Polemik gegen die Synode 72. Klärend wirkte (neben «Vaterland» u. a.) eine Sonderseite der «Zuger Nachrichten» («Wir denken mit» 22. Februar) und der «Neuen Zürcher Zeitung» (28. Februar).

sen, ohne einseitige Feindbilder und nationalistische Emotionen»; die Ordnungsaufgabe nach innen aber sei «mit größter Zurückhaltung» auszuüben.

Zu dieser Vorlage meldeten schon im Vorfeld der Versammlung die *Bischöfe* einige Bedenken bzw. Wünsche an. Die Bischofskonferenz forderte in ihrer Stellungnahme eine «positivere Schau der Armee», und sie kritisierte, daß «Aufwand für den Frieden und Aufwand für die Armee als gegensätzlich dargestellt» würden. Sie befürchteten «Mißverständnisse», weil die «wesentliche Hinordnung der Armee auf die Bewahrung des Friedens übersehen» werde.

## Die Gegenanträge aus Lugano und Freiburg

In umgekehrter, die schweizerische Vorlage verschärfender Richtung verliefen hingegen drei Textvorschläge, die einerseits von einer Mehrheit und einer Minderheit der Bistumsfraktion von *Freiburg-Lausanne-Genf* und andererseits von zwölf Delegierten des Bistums *Lugano* im Rahmen der vierzehn Tage vor der Berner Versammlung gehaltenen Fraktionssitzungen erarbeitet worden waren.

Die beiden (französischen) Texte der *Freiburger* erklärten übereinstimmend, daß «Lösungen auf der Linie des *gewaltlosen Widerstandes*» das «einzige wirksame Mittel» bildeten, «um zur *Schaffung einer gerechteren Gesellschaft* mit Methoden beizutragen, die mit der Liebe und der Achtung vor der menschlichen Freiheit vereinbar sind». Die ganze *Freiburger* Fraktion war sich somit darin einig, die Gewaltlosigkeit aus gesellschaftskritischer Sicht zu empfehlen. Die Differenzen betrafen nur die Form, wie dies getan wurde.

Die *Freiburger* Minderheit fand, die Landesverteidigung könne «nur dann ein Beitrag zum Frieden sein, wenn sie auf Methoden der Gewaltlosigkeit beruht»; die Mehrheit betrachtete es als «schwere Verpflichtung», nach solchen Lösungen zu «suchen». Sie stützte sich dabei auf eine «Fragestellung», die die Minderheit als Behauptung formulierte: «Es ist» (Mehrheit: «Ist es ...?») «eine Illusion, von einer bewaffneten Landesverteidigung, welche notwendigerweise auf der Furcht vor dem Ausland beruht, zu erwarten, daß sie keine Gefühle von nationalem Egoismus und von Mißtrauen gegenüber dem Ausland entwickelt.»

Während nun diese *Freiburger* Texte nur Abänderungs- bzw. Erweiterungsanträge zu einem kleinen Passus in der schweizerischen Vorlage waren, traten die *Tessiner* mit einem neuen (italienischen) Gesamttext zum Stichwort «Verteidigung» auf den Plan.

Er ging von einem Zitat des *Konzilsdokuments* «Gaudium et Spes» (Kirche in der Welt von heute, Nr. 80) über die Fortentwicklung wissenschaftlicher Waffen und die daraus resultierenden ungeheuren und unkontrollierbaren Zerstörungen aus und machte sich die Empfehlung desselben Dokuments zu eigen, den «Prozeß zu beschleunigen, der dazu führen wird, daß den einzelnen Nationen *das Recht entzogen wird, sich eigenmächtig militärisch zu wehren*, und daß dieses Recht einer öffentlichen Weltautorität, die über wirksame Mittel verfügt, übertragen wird».

Bei den Bemühungen, die zu diesem Ziel führen können, so fuhr der *Tessiner* Text fort, sei nun «dank ihrer besonderen Stellung als neutrales Land die *Schweiz* in der Lage, wesentlich mitzuwirken». Und so sollte die Synode «den Christen und allen Menschen guten Willens» empfehlen, «sich dafür einzusetzen, daß unser Land

- auf die bewaffnete Verteidigung seines Territoriums verzichtet,
- die dafür bestimmten Gelder an Entwicklungsländer weitergibt,
- mit allen internationalen Institutionen tatkräftig zusammenarbeitet, die sich dafür verwenden, daß überall der Fortschritt gefördert und jede Form des Krieges verhindert wird».

Am Vorabend der Berner Versammlung kam es dann zu einer Begegnung der *beiden Fraktionen* Lugano und Freiburg-Lausanne-Genf. Man beschloß, *gemeinsam* den *Tessiner* Text einzureichen, allerdings mit einer nicht unwesentlichen Änderung, die einerseits den *Tessiner* Text abschwächte und andererseits den Gedanken der aktiven Gewaltlosigkeit aus dem *Freiburger* Text aufnahm.

Der entscheidende Passus empfahl nun, «sich künftig (bzw. schon jetzt, dès aujourd'hui) dafür einzusetzen, daß unser Land *befähigt werde* (soit à



même de: in einen Zustand komme, der es ihm ermöglicht), auf die bewaffnete Verteidigung seines Territoriums zugunsten einer gewaltlosen Form von Verteidigung (une défense de type non-violent) zu verzichten». In der *deutschen Übersetzung* wurde die Abschwächung vorerst übersehen, und so glaubten sich bei Beginn der Diskussion manche Deutschschweizer mit der Forderung auf sofortige «Abschaffung der Armee» konfrontiert, wie es dann auch in einer ersten Fernsehmeldung hieß. In Wirklichkeit findet sich dieser Ausdruck in keinem der Anträge: vielmehr war zur Bedingung für einen Verzicht auf die Armee die Herbeiführung eines Zustandes verlangt, in welchem sich ein solcher Verzicht verantworten ließe. Nur in diesem Sinn läßt sich nämlich der Konzilstext anführen, wenn man ihn nicht überziehen will. Will man aber über ihn hinausgehen, so bedarf es eines neuen Motivs. Dieses sahen einige in der «besonderen Stellung der Schweiz als neutrales Land». So spitzte sich nun die *Diskussion* im Plenum von Bern auf die Frage zu: «Kann die Schweiz anderen vorangehen, ein Beispiel geben?»

### «Die Schweiz soll Vorbild sein»

Dieser These widersprach von Anfang an ein Mann namens *Jean-Philippe Jeannerat*, von dem man es am wenigsten erwartet hätte. Diese schon vom Äußern her markante Figur aus dem Bistum Basel, ein Einundzwanzigjähriger, dem man ohne weiteres dreißig gäbe und der als Jurassier zu den Französisch sprechenden «Romands» gehört ist Dienstverweigerer aus Gewissensgründen. An der Synode ist er Präsident der Schweizer (und der Basler) Sachkommission, und als solcher vertrat er die offizielle Vorlage. Sie entspreche der «Realität des Alltags», zu der in der Schweiz eine Armee gehöre, «die nicht bereit ist zu verschwinden, in der viele Christen Dienst tun und der es immerhin einiges zu sagen gilt». Für *diese* Schweiz, wie sie ist, empfahl Jeannerat den «pragmatischen, realistischen Text, so «kohärent» er den anderen fand, den er «dynamisch, idealistisch und prophetisch» nannte.

Mit dieser Gegenüberstellung, die die ganze Debatte prägte, geriet allerdings die Kategorie «prophetisch» in einen problematischen Kontext, als ob nämlich Prophetie und Realismus Gegensätze seien und als ob Prophetie es nur mit Ideen und nicht mit Handlungen zu tun hätte. Der Initiator der Gegenüberstellung machte erst späterhin deutlich, wie er persönlich realistische Prophetie oder prophetischen Realismus versteht: wenn nämlich die Synodalen mit dem Tessiner und Freiburger Text bereit wären, dafür ins Gefängnis zu gehen ...!

Deren erste Sprecher, die jungen Tessiner Professoren *Giuseppe Rossetti* (Laie) und *Azzolino Chiappini* (Priester), führten ihrerseits den Begriff der *Utopie* in die Diskussion ein und appellierten – nicht ohne Erwähnung der an der gleichen Session behandelten Sakramente der Taufe und der Firmung – an die prophetische Aufgabe jedes Christen und der ganzen christlichen Gemeinde: sie müsse in erster Linie der Durchsetzung des «absoluten Gebots der Liebe» gelten.

Auf dem Hintergrund von «Gaudium et spes» (siehe oben) verhehlten sie nicht, dass dieser Text in der gegenwärtigen Situation das Recht (ja allenfalls die Pflicht) eines Staates zur bewaffneten Verteidigung auch noch festhält, aber sie argumentierten mit einer *dynamischen Ethik*, die eine Reifung des Gewissens und Bewußtseins der Menschheit im Auge hat, das auf internationaler Ebene dem Verzicht des einzelnen, sich selber sein Recht zu verschaffen, gleicht.

Sobald es aber konkret um die *Schweiz* ging, um deren mögliche Rolle in einem künftigen bewaffneten Konflikt (den man sich unvergleichlich heftiger und «blockartiger» als die vergangenen Weltkriege vorstellt) und um deren allfällige Berufung, durch einen Verzicht auf die Armee ein «Zeichen» zu setzen, eine Schockwirkung zu erzielen und ein «Erdbeben» auszulösen, das den «Weg für die Hoffnung» in der Menschheit freimacht, kamen Elemente ins Spiel, die dem Mutmaßlichen und Futurologischen zugehören und wo die Spannung zwischen globaler Prophetie und spezialisiertem Sachverstand beginnt.

So konnte etwa Helder Câmara's Zürcher Rede zitiert und sein Wort «zuerst Mensch, dann Schweizer» angerufen werden; es klang aber nicht sehr durchdacht, wenn ein deutschschweizerischer Votant sagte: «Wenn nicht *Christen*, wenn nicht *die Schweiz*, so frage ich, wer kann dann auf die Armee verzichten?»

Die Gegenfrage konnte nicht ausbleiben: «Welche Schweiz?» Eine Schweiz, «die es noch gar nicht gibt», nämlich «ein richtig und gut geordnetes Land» (*Hanno Helbling*), oder die Schweiz «aus ihren *historischen Gegebenheiten* betrachtet»? – Zu diesen gehört die *Neutralität*. Von ihr kann man gewiß sagen, daß sie im letzten Jahrhundert eine «progressive» Idee war, die sich von dem, was andere taten, unterschied und auf deren «Linie» insofern nunmehr die Gewaltlosigkeit läge (*Raymund Schwager*), aber man darf dabei nicht übersehen, wie eine französischsprachige Walliserin betonte, daß die Neutralität von der internationalen Garantie und Verpflichtung her (1815 Wien, 1907 Den Haag) der Schweiz als *bewaffnete* aufgeladen ist. Die Verpflichtung besteht dabei bereits nicht mehr nur in der «gerechten Verteidigung», sondern in einem Gut, das über unser Land hinausgeht und darin besteht, daß das Aufeinandertreffen feindlicher Armeen auf unserem Territorium verhindert wird.

### «Der künftige Krieg wird anders aussehen»

Gegen dieses eindrückliche geschichtliche Argument wurde nun allerdings die inzwischen veränderte Situation ins Feld geführt: der künftige Krieg wird anders aussehen; schon jetzt bestehen die Konflikte weniger zwischen einzelnen Staaten, sondern zwischen riesigen anonymen Mächten, und zudem entgleiten die eingesetzten Mittel unserer Kontrolle, sie erhalten eine Eigengesetzlichkeit; und was uns schützen sollte, wird zu unserer Bedrohung, insofern dann eben auch Verteidigung zur Zerstörung wird, die deshalb auf ihre Grenzen wie auf ihre sinnvollen Möglichkeiten (wird sie nicht selber utopisch?) zu untersuchen ist (*Raymund Schwager, Giuseppe Curo-nici* u. a.).

Die Gegenseite wiederum konnte fragen, wie denn nun die Alternative laute, wie «gewaltlose Verteidigung» konkret aussehen könnte, wenn man sie nicht auf die bloße Bemühung um ein Klima der Verständigung beschränkt. Die immer wieder aufgerufene «Hoffnung gegen alle Hoffnung», wie sie Paulus verkündet, durfte der *Synode* gewiß nahegelegt werden, aber man durfte dabei nicht vergessen, daß es sie nur als Geschenk Gottes gibt und daß, wenn Helder Câmara von «abrahamitischen Minderheiten» spricht, er offenbar meint, daß man mit ihr nicht in ganzen Staaten und Völkern oder auch nur in ganzen Kirchen rechnen kann.

Konnte es also in dieser Debatte keine «Lösung» geben, so war sie dennoch von hohem Wert. Nicht zuletzt weil sie fair geführt wurde. Keine Gruppe sprach der andern die gute Absicht ab, nach dem Besseren und Richtigeren zu suchen, ja man suchte redlich aufeinander einzugehen. Dies zeigten neben der Debatte auch die Abstimmungen.

Deren sensationellste, und als solche sofort im Fernsehen verkündete, beendete die Eintretensdebatte und entschied, welcher von den beiden Texten zur Unterlage für die weitere Diskussion genommen werden sollte. Die Kommissionsvorlage erhielt 68 Stimmen, der Antrag Lugano/Freiburg 58 Stimmen; hinzu traten vier Enthaltungen. Das Resultat war knapp, aber wer genauer hinschaute, konnte schon jetzt erkennen, daß bei den «Welschen» die Walliser anders stimmten, und daß der Vorschlag Lugano/Freiburg eine starke Unterstützung vom Bistum Chur mit seinen deutschsprachigen Zürichern usw. erhielt.

Der Präsident der Synode war beweglich genug, auf Grund dieses Resultats zum Versuch einer Einarbeitung des «rosafarbenen» Gegenantrags in das «weiße» offizielle Papier zu raten. Der Versuch wurde in nächtlicher Aussprache gemacht, und es kam zu einem *neuen Papier*, das die Kommission anzunehmen bereit war. Der neue Text hob sich von den beiden vorausgehenden ab durch die deutliche Unterscheidung: *A. Gegebene Situation, B. Angestrebte Ziele*. Der Abschnitt B enthielt fast unverändert die Forderungen von Lugano/Freiburg, während ein neuer Einleitungstext die Grundsatzdiskussion zusammenfaßte. Zu einer Abrundung derselben aufgrund des neuen Papiers kam es allerdings nicht mehr. Der Zeitdruck war einmal mehr der Stärkere und unterstützte einen verärgerten Mehrheits Sprecher der Basler Fraktion, der Ablehnung des Vermittlungstextes ohne Diskussion beantragte.

Es war in diesem Augenblick, als der «Abfall» vom Gesprächsniveau offenkundig wurde. Das nicht minder gereizte Echo von

der Gegenseite blieb nicht aus, sobald das Ergebnis der Abstimmung, die formale Ablehnung des Textes wegen ganz knapp verpaßter Zweidrittelmehrheit, bekannt wurde. Die 86 Ja gegen nur 35 Nein (nebst einigen Enthaltungen) waren trotzdem ein erstaunliches Zeichen für die Sensibilisierung, die stattgefunden hatte und die nun in den Diözesansynoden, denen alle verschiedenen Anträge zugehen, weitergehen kann.

Zwei Detailabstimmungen erzielten noch bezeichnende Ergebnisse. Hinsichtlich der *Waffenausfuhr* gab das Plenum dem Wunsch der Bischofskonferenz mit 64 : 58 Stimmen nach, daß nur die «unkontrollierte» (und nicht «jede») Beteiligung von Schweizer Unternehmen am internationalen Waffenhandel «vom moralischen Standpunkt aus als untragbar» erklärt werde. Dasselbe Plenum hielt aber mit 62 : 42 Stimmen an einem Einleitungssatz zu den konkreten Empfehlungen fest, der lautet: «Solange ein totales Waffenausfuhrverbot nicht erreicht ist ...».

Was an diesem zweiten Ergebnis als «mangelnde Logik» kritisiert werden kann, bezeichnet genau die von der Synode bejahte Spannung zwischen gegebener Situation und bewußt gewähltem Ziel. Aber *beiden* Abstimmungsentscheiden haftet auch etwas *Utopisches* an: dem einen die Kontrollierbarkeit (Ausfuhr über Neutrale an Kriegsführende), dem andern die Bestimmbarkeit (was «Waffen» und was «technisches Zubehör usw.» sind).

Solche Erkenntnisse über die Grenzen des von uns Bestimmbaren und Normierbaren waren vielleicht die wertvollste Erfahrung dieser synodalen Debatte. Das Konzil mußte seinerzeit beim gleichen Thema dieselbe Erfahrung machen, was einem engagierten Beobachter die Bemerkung entlockte, er habe einen neuen Ansatzpunkt für das Kyrie eleison der Kirche, den Schrei nach Erbarmen entdeckt: dann nämlich, wenn die Kirche das eigentlich Christliche – im Sinne des christlichen Hauptgebots – nicht zur «Norm» erheben kann ...

Ludwig Kaufmann

## Beruf: Pfarrer

Die pfarramtliche Berufspraxis steht heute in einem Spannungsfeld vielfältiger und zunehmender Schwierigkeiten. Der Ursachen sind viele. Ein Problemkreis wird umschrieben mit der ungelösten und scheinbar unlösbaren Spannung von *Theorie und Praxis*. Dieses Problem stand im Mittelpunkt eines wissenschaftlichen Kongresses, der vom 2. bis 5. Januar in Wien stattfand. Der Anlaß war ein historisches Datum: Im Jahre 1774 wurde an der katholisch-theologischen Fakultät der Wiener Universität die erste «Lehrkanzel» für *Pastoraltheologie* eingerichtet. Diese Disziplin nach zweihundertjährigem Bestehen neu zu überdenken, kamen deren Vertreter, 160 an der Zahl, aus allen deutschsprachigen Ländern, auch der DDR, mit zahlreichen Gästen aus Ungarn, Polen und Jugoslawien zusammen. Das Thema des Kongresses lautete «Praktische Theologie 1774–1974»; es wurde aber nicht rückwärtsgewendet angegangen; das Theorie-Praxis-Problem, um das sowohl die wissenschaftstheoretischen wie die methodisch-didaktischen Überlegungen kreisten, gab dem Kongreß seine Ausrichtung nach vorwärts.

Es soll hier nun kein Kongreßbericht vorgelegt werden. Wir möchten hingegen dem Grundproblem der Kongreßarbeit einige Ausführungen widmen und das im Zusammenhang mit einem Buch, das auch in Wien immer wieder genannt und je nach Standpunkt mit Lob oder Tadel bedacht wurde, nämlich *Karl Wilhelm Dahms, BERUF: PFARRER* (Claudius-Verlag, München 1971, 330 Seiten). Der Autor ist Professor am Theologischen Seminar Heerborn, einer evangelischen Predigerschule (dem «Pastoraljahr» der katholischen Theologen vergleichbar), und sein Buch beschäftigt sich mit der gegenwärtigen Situation des Pfarrerberufes und stellt das in den Mittelpunkt, was man ein funktionales Denken und Handeln nennt. Es wird an vielen Beispielen evangelisch-lutherischer kirchlicher Praxis (wie Predigt, Kleingruppenarbeit, Kirchenbau, Kommunikation und Kooperation) aufgezeigt, was eine «funktionale Theorie des kirchlichen Handelns» ist und bedeutet, ob und was Religion und Funktionalismus miteinander zu tun haben. Wir versuchen im folgenden einige Hauptgedanken

von Dahms Buch nachzuzeichnen und sie für unsere Seelsorge auszuwerten. Dahms Ansatz mag für uns im katholischen Raum ungewohnt sein, manchem recht problematisch vorkommen. Diese Problematik, die wohl aus einer gewissen Einseitigkeit stammt, sei nicht bestritten. Trotzdem bieten die Gedankengänge Dahms soviel nützliche Anregung, daß es sich sicher lohnt, sich mit ihnen bekannt zu machen, auch wenn man sie nicht durchwegs akzeptiert.<sup>1</sup>

## Die Spannung von Theorie und Praxis

Das Problem beginnt schon in der theologischen Ausbildung und setzt sich fort in der priesterlichen Weiterbildung. «Was können wir mit Hebräisch, philologischer Exegese, Kirchengeschichte und Dogmatik in unserem zukünftigen Pfarrerberuf praktisch anfangen?» Und weiter: «Welche Überzeugungskraft hat für uns noch eine Theologie, deren Anspruch auf «Eigentliches» uns nicht verwirklichbar scheint, die für uns in eine umfassende Grundlagenkrise geraten ist, die mit den politischen, psychologischen und naturwissenschaftlichen Aspekten (also mit der Empirie) unserer Wirklichkeitserfahrung nicht zusammenzubringen ist?» Oder in einem Papier einer Gruppe von Frankfurter Vikaren: «Das Studium reicht weder als Rüstzeug aus, um die Aufgaben des herkömmlichen Pfarreramtes einigermaßen befriedigend ausüben zu können, noch leitet es an, ein neues, identitätsvermittelndes Berufskonzept zu entwickeln, geschweige denn, es in die Praxis umsetzen zu können. Dies wird als um so bedrückender empfunden, als die idealistische Naivität (die richtige Theologie schaffe die richtige Praxis «von selbst») einer soziologischen Skepsis (die Praxis werde bestimmt durch die Rollenerwartungen, denen der Pfarrer ausgesetzt ist) gewichen ist... Wir alle haben im Verlauf unserer Ausbildung mehr oder weniger ausgeprägte Zweifel gehabt, ob wir unseren Ausbildungsgang fortsetzen sollten und könnten, und wir haben diese Zweifel als Infragestellung der persönlichen Identität erlebt.»<sup>2</sup> Die Spatzen pfeifen es nun doch schon von den Dächern, und sie haben diesmal wohl nicht so ganz unrecht: Unser alarmierender Priester- und Pfarrermangel hat etwas mit Identitätskrise zu tun, mit Rollenunsicherheit und dergleichen mehr. Die Spannung zwischen hochfliegender Theologie und dem damit verbundenen Reden von Sendung, Botschaft und Auftrag und der Gemeinderealität, dem nüchternen Seelsorgealltag, ist nicht mehr zu verkraften. Praxis und Theorie fallen hoffnungslos auseinander.

## Von der Sendung zum Alltag

Beschreiben wir kurz den Weg, den man bislang doch meist beschritten hat. Kirchliches Handeln, kirchliche Praxis also, geht aus vom *Auftrag der Kirche*, von ihrer Sendung. Dieser Auftrag wird abgeleitet aus biblischen Aussagen und aus einer daraus entwickelten dogmatischen Ekklesiologie. Man redet dann von den drei Ämtern der Kirche, vom Lehramt, Hirtenamt und Priesteramt, und dementsprechend vom Verkündigungsauftrag, von der Sakramentenspendung und von der Diakonie.<sup>3</sup> Man denkt also von oben nach unten, ontologisch, dogmatisch. Man entwickelt eine imposante theoretische Theologie der Kirche und ihrer Aufgaben und entläßt nun den zukünftigen Seelsorger mit dieser Kirchentheologie und einem dementsprechenden, spirituell untermauerten Sendungsbewußtsein in die Praxis, in die reale Welt der Alltagsseelsorge. So etwas muß sehr bald zu unerträglichen Spannungen führen, weil

<sup>1</sup> Vgl. zur Diskussion um Dahms Buch: *Theologia Practica*, Heft 2/1973, Religion und Funktionalismus. Kritische Überlegungen zu K.W. Dahms: *Beruf: Pfarrer*. 82–92. Dann im gleichen Heft die Entgegnung Dahms: *Kommentar*. 93 ff.

<sup>2</sup> Dahm a.a.O. 138–139.

<sup>3</sup> So in allen klassischen Handbüchern der Pastoral. Zuletzt noch im großen fünfbandigen «Handbuch der Pastoraltheologie». Freiburg 1970.

und insofern den hochgespannten theologischen Ansprüchen und Erwartungen in der Praxis hinten und vorne nicht zu genügen ist. Die Theorie erweist sich als unbrauchbar, man scheitert an «der Vermittlungsproblematik von Auftrag und Alltagsfunktionen».<sup>4</sup>

Die konkrete Frage für viele Pfarrer und Vikare lautete dann sehr bald einmal: Kann man in einer solchen Spannung leben? Wie wirkt sich eine solche «Differenzstruktur» (Differenz von Theorie und Praxis, von Auftrag und Aufgaben, von Theologie und Seelsorgealltag) auf die berufliche Identität, auf das Selbstbewußtsein des Pfarrers aus? Genügt es, im Glauben ins Leere zu laufen, greifbare Erfolge als überflüssig, ja als Versuchung zu bezeichnen (und dabei das Wort von Martin Buber zu zitieren: «Erfolg ist keiner der Namen Gottes!»), die «Eigentlichkeit» von Kirche und pastoralem Dienst als «unverrechenbar», als Geheimnis zu betrachten? Man bietet eine Ware zum Kaufe an, für die niemand Interesse hat, betreibt eine Seelsorge, die weithin ineffizient, wirkungslos ist. Auf diese Tatsache kann man zweifach reagieren: mit überhitzter Frömmigkeit. «Sie wollen eben nicht, diese bösen Kinder einer verlorenen Welt. Wir teilen das Schicksal Jesu, den man ja auch nicht verstanden hat.» Oder aber mit größerer Sachlichkeit. Man versucht seinen Betrieb kritisch zu durchleuchten, lernt empirisch zu denken, sucht den Fehler auch einmal in der eigenen Theorie und Theologie und wechselt hinüber von der Ontologie zum Funktionalismus, setzt für einmal nicht bei der Theorie, sondern bei der Praxis an und versucht einmal, den umgekehrten Weg zu gehen.

### Der umgekehrte Weg

Ausgangspunkt ist hier die *Erfahrung*, reflektiert wird die Praxis. Aufgabe und Stellung der Kirche werden dann nicht so sehr in theologischen, als vielmehr in erfahrungswissenschaftlichen Begriffen und Denkweisen beschrieben. Ein Grundbegriff solcher Betrachtungsweise heißt «Funktion, funktional», und so geht es hier um die Aspekte einer funktionalen Theorie des kirchlichen Handelns.<sup>5</sup>

Wir verstehen darunter mit Dahm ein Zweifaches:

▷ Einmal die *Verflechtung der Kirche* mit anderen gesellschaftlichen Gruppierungen. Die Kirche ist nicht immer ein Sonderfall. Sie ist nicht *nur* eine Größe eigener Art, isoliert von den anderen Lebensbereichen.

▷ Dann meinen wir mit Funktion und funktional eine Sicht, die an den *Aufgaben orientiert* ist, die der Kirche zugeschrieben werden, die sie wahrnimmt oder abweist. Es wird also gefragt: Was leistet die Kirche tatsächlich in der Gesellschaft und was könnte sie leisten? (Nicht was schreibt sie sich von ihrem theologischen Selbstverständnis alles zu!)

Ausgangspunkt einer funktionalen Betrachtungsweise sind nicht die Ergebnisse einer systematischen Ekklesiologie, nicht die Vorstellungen eines biblischen Kirchenverständnisses, sondern die Daten der Empirie, der sogenannten Erfahrungswissenschaften, die die kirchliche Wirklichkeit analysieren und reflektieren. Nicht der Kirchenbegriff, nicht Sendung und Auftrag stehen im Vordergrund, sondern die Vorstellungen, Interessen und Erwartungen derjenigen, gewiß sehr zahlreichen Kirchenmitglieder und Kirchensteuerzahler, die in der Kirche eine Art Dienstleistungsorganisation sehen und von ihr nicht so sehr die Erfüllung des Auftrages Christi, als vielmehr die Erfüllung konkreter Aufgaben und bestimmte Dienstleistungen erwarten. So steht am Anfang etwa das Datenmate-

<sup>4</sup> Dahm a.a.O. 131.

<sup>5</sup> Vgl. bei Dahm a.a.O. die beiden Kapitel: «Das Berufsbild des Pfarrers in der Sicht einer funktionalen Theorie des kirchlichen Handelns» (99–175) und «Aspekte einer funktionalen Theorie des kirchlichen Handelns» (303–309).

Aus diesen Kapiteln stammen auch die statistischen Angaben und die Schlüsselwörter, die im folgenden genannt werden. Wir zitieren darum nur mehr die wörtlich übernommenen Abschnitte.

rial einer empirischen Untersuchung, etwa der *Spiegel-Umfrage* in Deutschland von 1967, mit den folgenden Ergebnissen:<sup>6</sup>

▶ Um 90% der Bevölkerung bejahen nach wie vor die Anwesenheit von «so etwas wie Kirche».

▶ Dieses Interesse an «so etwas wie Kirche» gründet nicht auf einem unmittelbaren Interesse für theologische Fragen.

▶ Auch das unmittelbare Interesse am Gottesdienst und an den Gemeindeversammlungen (Bibelabende usw.) und am sakramentalen Leben der Kirche steht nicht im Vordergrund.

▶ Es besteht eine Kerngemeinde, die zwischen 10 und 30% der Kirchengenossen umfaßt. Aus ihr kommen 90% der Gottesdienstbesucher. Die große Mehrheit der Kirchenmitglieder und Kirchensteuerzahler bildet eine Art *distanzierter Volkskirchlichkeit*.

▶ Diese distanzierte volksskirchliche Majorität sieht die wichtigsten Aufgaben der Kirche in der folgenden Reihenfolge:

– Seelsorge, im Sinne von persönlicher Zuwendung zum einzelnen Menschen.

– Kasualdienst, d.h. Taufen, Trauungen, Beerdigungen usw.

– Caritative Diakonie, etwa Individualhilfe durch eine Gemeindegewerter oder den Bau von Altersheimen, wie auch Hilfe für die Notstandsgebiete in der Welt.

– Religiöse Erziehung im Religionsunterricht.

Gottesdienst, Predigt und kerngemeindliche Veranstaltungen folgen diesen vier Aufgabengebieten erst in einigem Abstand. Immer noch steht die Person des Pfarrers stark im Vordergrund. Er ist die wichtigste kirchliche «Bezugsperson» für die große Mehrheit der Kirchengenossen. Der Gedanke vom allgemeinen Priestertum, von der Mitverantwortung der Laien u. ä. ist weder im theologischen noch im soziologischen Sinn «internalisiert» (angeeignet) und selbstverständlich geworden.

Aus solch funktionaler, aus der Empirie gewonnener Betrachtungsweise, bei der nicht einfach die Kerngemeinde allein im Vordergrund steht, sondern gerade auch die große Mehrheit der Randchristen, der Fernstehenden zählt, ergeben sich zwei Hauptbereiche kirchlicher Zuständigkeit:

Wertvermittlung – «Lehren» – Hintergrundserfüllung

Helfende Begleitung – «Helfen» – Dienstleistung

Hier geht man also nicht vom theologischen Selbstverständnis der Kirche aus (das die meisten ja gar nicht kennen), sondern von den Aufgaben, die hier und jetzt zu erfüllen sind, von den Erwartungen, die konkret von der großen Mehrheit an die Kirche herangetragen werden.

### Pfarrer auf Distanz – Fachmann für Sinnfragen

Ein erster Funktionsbereich der Kirche besteht demnach in der Darstellung und Vermittlung grundlegender Werte. Es geht um die Sinnfragen des Lebens, um Bedeutungszusammenhänge, um Lebens- und Verhaltensorientierung, um ethische Motivation und Normierung, um das, «was unter uns gelten soll, woran man sich halten könnte, um das, was im Volksmund die Frage nach Gut und Böse heißt»,<sup>7</sup> um die Kategorie der «Hintergrundserfüllung».<sup>8</sup> Der Pfarrer garantiert durch seine Anwesenheit, daß im Falle der Notwendigkeit einer Erörterung von Lebens- und Sinnfragen, von Leid- und Schuldproblemen, aber auch im Falle des Wunsches nach seelsorglichem Trost und Zuspruch gewissermaßen ein Fachmann da ist, an den man sich wenden kann. So wie der Arzt medizinische Hilfe im Notfall garantiert. Solange dieser Notfall aber nicht eintritt, freut man sich, wenn man diese Hilfe nicht braucht. Man ist im Grunde froh, sich nicht ständig mit Sinnfragen her-

<sup>6</sup> Ausführlich dargestellt in: W. Harenberg, Was glauben die Deutschen, 1968 Hamburg. Dazu kommt auf katholischer Seite die Totalbefragung der katholischen Bevölkerung der BRD im Zusammenhang mit der Synode. Publiziert in: G. Schmidtchen, Zwischen Kirche und Gesellschaft. Freiburg 1972.

<sup>7</sup> Dahm a.a.O. 117.

<sup>8</sup> A. Gehlen, Urmensch und Spätkultur, 1956, 56ff.

umschlagen zu müssen, sie gewissermaßen an die zuständige Instanz «Kirche» delegieren zu können. Im Hintergrund sind diese Fragen aber durchaus vorhanden, und darum muß jemand da sein, der im gegebenen Fall, wenn diese Dinge aktuell werden (etwa bei einem Todesfall), aus dem Hintergrund in den Vordergrund treten kann und als Fachmann für Sinnfragen zur Verfügung steht. So schätzt man den Pfarrer auf Distanz, ist froh, wenn man ihn nicht braucht, will und bezahlt aber trotzdem seine Anwesenheit.

Auch wer sich nicht an die von der Kirche vermittelten und dargestellten Werte und Normen hält, ist sich trotzdem oft dessen bewußt, daß er sich eigentlich daran halten sollte und daß solche Werte und Normen trotz allem notwendig sind. (Ungläubige Eltern schicken ihre Kinder trotzdem in den Religionsunterricht!) «Die Zehn Gebote Gottes sind dazu da, daß nicht alles drunter und drüber geht ... Wenn ich auch selber diese Gebote nicht immer halte, müssen sie doch grundsätzlich vermittelt werden und eingeübt, sonst käme das Chaos.»<sup>9</sup>

Im übrigen ist diese erste Funktion, Repräsentanz und pädagogische Vermittlung von Wertauffassungen im *Abnehmen* begriffen. Gründe dafür sind:

▷ die kirchlichen Wertauffassungen werden als altmodisch und hinterwäldlerisch empfunden. Sie zementieren die bestehende Gesellschaftsordnung (Neomarxismus).

▷ die zunehmende Komplexität des heutigen Lebens führt zu einem Pluralismus von Wertsystemen (Aufspaltung). Die Kirche bekommt hier Konkurrenz, verfügt aber immer noch über eine große «Zuständigkeitserwartung» auf diesem Gebiet (man erwartet das von der Kirche und gerade von ihr) und über einen einmaligen «Kleinverteilungsapparat». (Der Pfarrer sitzt in jedem Dorf. Psychiater u.ä. sind oft nicht greifbar, immer überlastet und teuer...)

### Erhöhte Nachfrage nach persönlicher Seelsorge

Der zweite Funktionsbereich heißt: helfende und emotionale Begleitung in Krisensituationen und an Knotenpunkten des Lebens. Während für die kirchlichen Funktionen im Bereich der Werte eine abnehmende oder sogar schrumpfende Tendenz festgestellt werden muß, wird die Nachfrage nach emotionalem Beistand in unserer Gesellschaft als zunehmend oder sogar expansiv bezeichnet werden müssen. Es geht in

<sup>9</sup> Spiegelumfrage a.a.O.

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen  
**Redaktion:** Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

**Anschriften** von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842 - Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 (Orientierung), Zürich - Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung)) - Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 - Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

**Abonnementspreise:** Ganzes Jahr: Fr. 24.— / Ausland: sFr. 27.— / DM 24.— / öS 160.— / FF 40.— / Lit. 5800.— / US \$ 9.50

**Halbjahresabonnement:** Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 85.—

**Studenten-Abonnement:** Schweiz Fr. 15.50 / Ausland: sFr. 17.— / DM 15.50 / öS 95.— / Lit. 3700.—

**Gönnerabonnement:** sFr./DM 8.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

**Einzelexemplar:** sFr./DM 1.50 / öS 9.—

diesem Funktionsbereich um *Bewältigung von akuten Krisen*, wie Krankheit, Trauer, Familienkonflikte, schuldhaftes Versagen, und von *ingeschränkten Lebensmöglichkeiten*, wie Alter, Gebrechlichkeit und Einsamkeit, wo eine seelsorgliche Begleitung erwartet wird. Man erwartet individuelle Betreuung und emotionale Zuwendung durch den Seelsorger. Er soll Zeit haben in einer Welt, wo niemand mehr für mich Zeit hat. Auch materielle, caritative Hilfeleistung gehört natürlich dazu. Hier haben die Einzelseelsorge, der Haus- und Krankenbesuch, das Gespräch im Sprechzimmer, die Altenbetreuung usw. ihren Platz.

Dazu kommt die Prägung bedeutsamer *Wendestationen im Leben*, wie bei der Taufe eines Kindes, bei der Erstkommunion, bei der Hochzeit und bei der Beerdigung. Letztere spielt eine ganz große Rolle und hindert viele daran, aus der Kirche auszutreten. Man will wenigstens anständig beerdigt werden, und zu einer anständigen Beerdigung gehört nun einmal der Pfarrer. Man redet von den *Kasualien* oder von *Passage-Riten*.

Gründe für eine erhöhte Nachfrage solch persönlicher Seelsorge, in der viele die große Chance der Kirche für die nächste Zukunft sehen, für die sehr viele ihre Kirchensteuergelder angelegt sehen möchten, sind:

▷ die *Auflösung der überkommenen Kommunikationsnetze*, vor allem der Nachbarschaft, der Großfamilie, der Familie als Produktionseinheit. Die Großmutter ist einsam geworden! Der Pfarrer soll sie oft und ausgiebig besuchen...

▷ die *Arbeits- und Leistungsbedingungen* unserer Gesellschaft. Sie führen zu sehr vielen Zwängen und psychischen Krankheiten, bei denen man eine seelsorgliche Betreuung wünscht. Der Arzt und der Psychiater sind dann meistens für die relativ Kranken da, der Seelsorger und Pfarrer für die relativ Gesunden. Was nötig ist, sind Gelegenheiten, wieder echte Kommunikation zu ermöglichen, sind Menschen, die Zeit für den anderen haben, die zuhören können, die bereit und fähig sind, sich selbst emotional zu engagieren.

Mit diesen beiden Funktionsbereichen ist der hauptsächlichste Aktionsraum der Kirche in unserer Gesellschaft nach der funktionalen Theorie Dahms weitgehend umschrieben. Die zukünftige Entwicklung der Kirche wird nach dieser Auffassung in erster Linie davon abhängen, in welcher Weise die Kirche ihre Aufgabe innerhalb dieser Bereiche wahrnimmt und nicht sosehr davon, wie sie sich außerhalb dieses Aktionsraumes engagiert. *Praktische Theologie* (und damit kommen wir zum Wiener Kongreß zurück) sollte diesen Raum vor allem abschreiten und diese Aufgaben vor allem reflektieren. Sie ist primär *Handlungswissenschaft*, «kritische Theorie religiös vermittelter Praxis» (Gert Otto) und nicht mehr so sehr Lehre vom «Selbstvollzug der Kirche in der Gegenwart» (K. Rahner im Handbuch der Pastoraltheologie). Sie hätte so gesehen eine dreifache Aufgabe: Vermittlung der biblisch-christlichen Inhalte und Motivationen, Vermittlung erfahrungswissenschaftlicher Erkenntnisse, Anwendungsreflexion auf das praktische Berufsfeld im Sinne der beiden oben umschriebenen Funktionen.<sup>10</sup>

Von daher erwartet und postuliert man dann eine funktionsgerechte *Ausbildung* zum kirchlichen Dienst, eine vermehrte Reflexion kirchlicher Praxis, einen größeren und intensiveren Praxisbezug aller theologischen Disziplinen.

In dieser hier skizzierten funktionalen Denk- und Arbeitsweise sehen manche eine reale Möglichkeit zur Überwindung der unseligen Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, die unsere theologische Ausbildung und unsere durchschnittliche Seelsorge zugleich kennzeichnet und einem gesunden, hilfreichen theologischen Selbstverständnis des Pfarrerberufs entgegensteht. Ob die Pfarrer freilich bloß mit den aufgezeigten Aufgabebereichen alle Chancen für eine Präsenz und Ausstrahlung des Christlichen in den Gemeinwesen wahrnehmen, bleibt zu bezweifeln.

Josef Bommer, Luzern

<sup>10</sup> Vgl. etwa G. Otto, *Praktisch theologisches Handbuch*. Hamburg 1970.